

Martin Reiter

Das Bauernjahr

Wie's früher war



Weltbild

Das Bauernjahr

Martin Reiter

Das Bauernjahr

Wie's früher war

Weltbild

Bildnachweis:

Titel: Ortschronik der Gemeinde Schwendau

Innenteil:

Archiv Gemeinde Schwendau, Archiv Gemeinde Weerberg,
Archiv Martin Reiter, Familie Hechenberger, Familie Kitzbichler,
Tiroler Bauernzeitung, Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum

www.weltbild.at

Sonderausgabe für Weltbild Verlag GmbH, Salzburg

Copyright © 2007 by Edition Tirol, Reith im Alpbachtal
Einbandgestaltung: Beatrice Schmucker, Augsburg
Gesamtherstellung: Neografia, a.s. printing house, Martin

Printed in the EU

ISBN 978-3-903159-27-3

2020 2019 2018 2017

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Griafß di

Diesen typischen Gruß, wie man ihn auch heute noch in den ländlichen Gegenden des Alpenraumes verwendet, möchte ich dem Buch „Das Bauernjahr, wie's früher war“ voranstellen.

Eigentlich ist es ja noch nicht allzulange her, dass die „gute alte Zeit“ auch bei den Bauern noch zu finden war. Blicke ich 40 Jahre zurück, so erinnere ich mich noch an das Pferdefuhrwerk mit dem vor Kraft strotzenden Noriker, das Heueinbringen mit dem hölzernen Anhänger, auf dem mittels „Wiesbaum“ das Heufuder festgebunden wurde und der mangels Maschinen und geeigneter Zugtiere von zahlreichen fleißigen Händen Richtung Scheune geschoben wurde.

Eine Woche Urlaub mit unserem Vater auf der Alm, war für uns Kinder erlebnisreicher als eine Safari in Südafrika. Heute noch muss ich darüber lachen, wie das uralte Bett mit den „Strohmatratzen“ plötzlich in der Nacht unter der Last meines Vaters zusammengebrochen ist oder wie wir uns eines Tages vor dem Almtier gerade noch in Sicherheit bringen konnten, indem wir alle in die Almhütte sprangen und das hölzerne Gatter so schnell wie möglich hinter uns zuschlugen. Wie romantisch war für uns die alte „Rauchkuchl“, in der auf dem gemauerten Herd gekocht wurde, dahinter die „Hennensteige“, wo es die Hühner stets warm hatten und für die Bäuerin die frischen Eier in Griff-



weite lagen. Im rußgeschwärzten Kamin hing Speck zum Selchen, und gegessen wurde das begehrte „Melkermus“ aus der gemeinsamen großen schwarzen Pfanne am Stubentisch. Dazu gab es „Granten“ (Preiselbeeren) und Milch. Keiner hätte dieses Mus mit dem besten Pfeffersteak getauscht.

Wie gesagt, seither sind kaum 40 Jahre vergangen. Man findet auf den Feldern weder „Schwedenreiter“ noch „Stiefler“ oder „Heumandl“ zum Grastrocknen.

Auch Heufuhren sind kaum mehr zu sehen. Ihre Aufgabe haben die Siloballen übernommen. Die Zahl der bäuerlichen Betriebe nimmt stetig ab, die verbleibenden sind gezwungen, die Arbeit so gut, günstig und schnell wie nur möglich zu erledigen. Maschinen haben die Arbeit der Menschen übernommen, Maschinenringe bieten auch den kleinen Bauern die Möglichkeit, optimales Gerät einzusetzen. Zeit also, „das Bauernjahr wie's früher war“ dem Vergessen zu entreißen und textlich und bildlich der Nachwelt zu erhalten. Ludwig von Hörmann hat schon vor gut 100 Jahren das Bauernjahr beschrieben. Sein Werk war auch die Grundlage für dieses Buch. Ein besonderer Dank gilt der Tiroler Bauernzeitung und der Bibliothek des Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum für die Zurverfügungstellung des umfangreichen Bildmaterials für dieses Buch.

St. Gertraudi, im Frühjahr 2017

Martin Reiter



Im Frühjahr – meist lagen noch einige Flecken Schnee vor dem Haus – war die „große Wäsche“ angesagt. Leintücher, die diesen Namen noch verdienten, Hemden, Unterwäsche, Decken, Polster- und Bettbezüge, alles wurde meist nur einmal im Jahr richtig gewaschen und in der Frühlingssonne gebleicht. Für dieses Foto posierte der Bauer mit seinen Knechten. Von den Frauen ist keine Spur zu sehen – außer die aufgehängte Wäsche ...

Das Bauernjahr, wie's früher war

Nach den Aufzeichnungen von Ludwig von Hörmann (1837 - 1924)

Zögernd nur und ungleichen Schrittes zieht der Frühling in die Alpen. Während jenseits der gewaltigen Zentralkette, in den sonnigen Gründen die Fluren längst vom üppigsten Grün überzogen sind, Marillen und Pfirsiche blühen, der Kirschbaum mit seinem Blust Wege und Stege überschüttet, liegt der Norden noch im starren Halbschlummer des Winters, umwirbelt von Flockengestöber, durchtost von schneidend kalten Nordwinden. Schon das uralte Bauernsprüchlein:

Pauli Bekehr

Der halbe Winter hin, der halbe her,

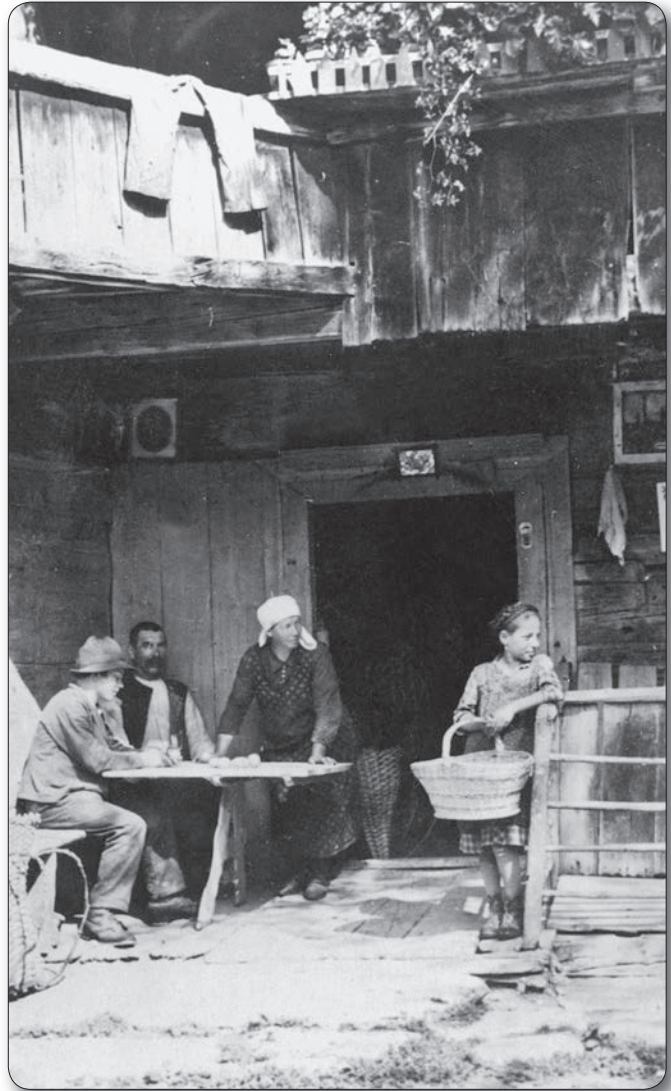
zeigt an, dass es um diese Zeit mit dem Lenz noch seine guten Wege hat. Denn wenn wir mit Adam Riese vom 25. Januar noch stark zweieinhalb Monate nach vorwärts rechnen, so kommen wir mit dem Frühlingsbeginn ganz hübsch in den April hinein, was auch der Wirklichkeit entspricht. Wohl lockt die Sonne, die nach Lichtmess allmählich erstarkt, an den südlichen Hängen da und dort ein Büschel Grün hervor und leckt im schneeigen Fruchtanger „apere“ (schneefreie) Stellen aus, auf die man die Schafe treibt. Auch blassroten Heiderich kann man an schönen Tagen schon pflücken, Schneeglöckchen und den lilafarbigem Krokus, aber im Großen und Ganzen kommt der

Pflanzenwuchs nicht zum Durchbruch, denn was die liebe Sonne unter Tags angetaut hat, friert nachts wieder zu neuem Eis.

Wenn daher Meister Lenz im März übers Land blickt, so trifft er noch alles in grenzenloser Unordnung und Unsauberkeit. Auf den Bergen und in den Schluchten liegen riesige Schneemassen, und die Talsohle, halb weiß, halb schmutzig braun, macht mit ihren vereinzelt stehenden Türkenschobern (Mais), „zerlatterten“ Zäunen, frischgedüngten Schneefeldern den Eindruck eines unaufgeräumten Zimmers. Das muss anders werden, denkt sich Meister Lenz, für diesen Anblick ist Frau Sonne allein zu schwach. Er ruft daher den starken Knecht „Föhn“ zu Hilfe, damit er mit seinem warmwindigen Kehrbesen Ordnung schafft. Etwa Mitte März langt dieser an. Schon Tags vorher verkünden blutrote Wolkenstreifen, die sich wie Feuergarben von Südwest nach Nordost am Abendhimmel hinziehen, seine Ankunft. Die Bergvorsprünge und Wälder werden schwarz, die Höhen umwirbelt wie ein Schleier der aufgewehte Schneestaub. Auch im Tal macht sich das Nahen des Südwindes bemerkbar. Die einzelnen „Türken“(Mais)-Schober, die noch vom Herbst her draußen auf dem Acker stehen, erscheinen auf der Südseite dunkel abgefegt und von den Bäumen flockt es unausgesetzt.

Doch noch ist der Föhn nicht ausgebrochen. Klar und ruhig dämmt die Nacht herauf; wunderbar hell funkeln die Sterne. Am folgenden Morgen spürt man einen scharfen Zugwind, die Luft ist durchsichtig wie Glas und rückt alle Gegenstände dem Auge näher. Der Himmel leuchtet in jenem eigentümlichen Glanz, der wie Frühlingsahnung den Menschen erregt.

Endlich am Vormittag braust ein kräftiger Windstoß daher, ihm folgt ein zweiter, ein dritter – und der Föhn ist da. Die Wirkung dieses „warmen Windes“, wie er östlich von der Schweiz heißt, ist eine ganz unglaubliche. Was der Sonne in einem Monat nicht glückt, vollbringt er in drei Tagen. Er „frisst den Schnee“, sagen die Bauern. Sein heißer Atem macht in Kürze die Talsohle strohtrocken und lässt von den Jöchern Lawine um Lawine niederdonnern. Die festgefügtten Massen alten, steinharten Schnees und Eises, welche der milde Sonnenstrahl nie aufzusaugen vermöchte, bewältigt er mit Leichtigkeit. Sein Wehen hat etwas dämonisch Wildes, das Sinne und Nerven unheimlich erfasst und aufregt. Wenn er nachts mit seinen gewaltigen Stößen heulend und sausend durchs Tal fährt, dass die alten Bäume knarren, Scheunentore, Gebälke und Schindeldächer krachen und stöhnen, während dann plötzlich wie abgeschnitten lautlose Todesstille herrscht, so begreift man, wie Tiere und Menschen mit einem gewissen Angstgefühl vor diesem unwirschen Gesellen erfüllt sind. Und doch ist er der größte Wohltäter in den Alpen, der rettende – man möchte fast sagen – Wind-Golfstrom, ohne den diese Gebirgsgegenden vergletschern müssten.



Das milde Frühlingswetter lockt ins Freie, am Balkon hängt die Hose zum Trocknen und die Bauersfamilie rastet von den nachwinterlichen Aufräumarbeiten aus.



Wenn Felder und Fluren langsam „ausaperten“ (schneefrei wurden), fanden vielerorts die ersten Viehausstellungen statt. Stolz präsentierten diese beiden Bauernbuben ihren Jungstier dem damaligen Fotografen.

Seine Herrschaft dauert gewöhnlich drei bis vier Tage, dann setzt sich an den Bergkämmen graulicher Dunst an, der Himmel überzieht sich erst mit weißlichem Flor, dann mit einer dichten Wolkendecke und es erfolgt ein vorübergehender Schnee oder Regen. Bald aber beginnt der Föhnsturm aufs Neue seine segenbringende Tätigkeit.

So geht es in manchen Jahren den halben März und halben April hindurch, bis der Schnee weit hinauf weggefressen und die Talsohle erweicht ist. Noch ein mehrtägiger „warmer“ Regen, und es wird grün, es wird – Frühling in den Alpen. Wie wunderschön ist doch diese Tapezierarbeit des Meisters Lenz. Erst überzieht es sich an der



Im Frühjahr hatten auch die Bauernkinder noch genügend Zeit ihren meist einfachen, aber dafür umso lustigeren Spielen nachzugehen. Schon bald hieß es nämlich auch für sie kräftig auf Acker und Feld mitanzupacken.

sonnseitigen „Lehne“ (Hang), wo der Mittagsstrahl so warm hineinfällt und die Bächlein voll Eile hinablaufen, mit frischem Grün, bald da, bald dort, je nachdem Boden und Lage günstig sind. Dann rückt es weiter und weiter hinauf und greift

zurück über die bereits saftgrünen Wintersaatfelder der Talsohle auf die Hänge der Schattenseite. Die Blumenwelt bleibt nicht zurück. Der Huflattich streut seine Goldsterne in feuchte Lehm- und Schutthalden, der sanftrote Heiderich überpols-

tert die Gehänge, und an freien Plätzen erscheint das Maasliebchen, das rotviolette röhrenblütige Lungenkraut, die grügelbe Vogelmilch. Am Rain sonnt sich die purpurlippige und die gefleckte Taubnessel mit der gelben Ranunkel, in den sickernden Bachrünsten prahlt die pausbackige Dotterblume, am Waldsaum unter den Gebüschern sitzen gruppenweise die dreifarbigigen Anemonen und das bescheidene Veilchen.

Ja, es ist eine wahre Pracht, an einem schönen Frühlingstag in den Alpen den ersten Spaziergang zu machen, wo aus jedem grünen Flecklein eine Lebenshoffnung lacht, die Haselbüsche uns mit ihrem Goldregen überschütten und tausend Blumenglocken den Ostertag in die Welt läuten, lind erst wenn die Bäume ihre neuen Kleider tragen, mit dem Aufputz der schönen Blüten! Unbeschreiblich die jungen saftgrünen Birken neben den fahlroten Lärchen, und bei den Kirschbäumen bricht die strotzende Lebenskraft aus den harzigen Knospen. Es ist eine helllichte Pracht! Wunderlieblich sind besonders die rosarot blühenden Pfirsichbäumchen anzusehen und die weißrot schimmernden Apfelbäume, die gleich riesigen Blumensträußen im grünen Anger stehen. Darüber wiegt sich wie ein goldenes Engelchen der gelbe Zitronenfalter, am pechigen Kirschbaum klebt der braune Fuchs. Käfer, Fliegen, Hummeln und Bienen schwirren und summen kreuz und quer durch die Luft. Auf dem dampfenden Boden krabbeln Spinnen, huschen Grillen, Feldmäuse, Eidechsen, Blindschleichen, auf den Äckern sucht der Rabe nach Fruchtkörnern. Der schwarze Griesgram bekommt bald Gesellschaft.

Tag für Tag werden Baum und Strauch von den gefiederten Frühlingsboten belebter, das Orchester vollständiger.

Der Fink singt sein „Zizizi Bräutigam, Bräutigam zieh, sollst Hochzeit halten und kommst nie“, die Wachtel tutet ihr „Findst mi nit, findst mi nit“, der Zeisig trällert sein geistreiches „Zigel-geng“, von den Amseln, Drosseln, Rotkehlchen, Spechten und Meisen gar nicht zu reden. Das ist ein wirres Durcheinanderzwitschern, Schlagen, Pfeifen und Wispeln, dass man sein eigenes Wort kaum versteht. Auch der Zaunkönig produziert am Waldsaum sein neuestes Stücklein und der niedliche Baumläufer, über alle aber schwingt sich die Lerche, die heitere Frühlingsbotin, und ruft der durchreisenden Frau Nachtigall ihr jubelndes Grüßgott zu.

Und der Mensch? Der Bauer kümmert sich in seinem mehr auf das Praktische gerichteten Sinn um die Schönheit des neugekommenen Frühlings nur insofern, als er ihm ein gutes oder schlechtes Jahr voranzeigt. Nicht die Schönheit ist für ihn maßgebend, sondern die richtige Zeit, wann der Frühling eintritt und die Umstände, die ihn begleiten. Mit ängstlicher Sorge beobachtet er daher schon von Neujahr an alle ererbten Wetterzeichen, die ihm den richtigen Zeitpunkt für seine Feldarbeiten andeuten. Keine Zeit des Jahres ist reicher an Lostagen und Wetterregeln, als diese vier, fünf ersten Monate. Vor allem fürchtet er ein zu voreilig eintretendes Frühjahr, wenn z. B. ein wunderschöner März den ganzen Pflanzenwuchs herauslockt. Weiß er ja, dass der Umschlag der Witterung nur zu bald eintritt und ein später

Nachwinter die Blütenknospen und Wintersaat verdirbt. „Was im März aufgeht, soll man mit Eisenstecken hinabschlagen“, sagt der Bauer, und „Märzenregen mit den Fingernägeln hinauskrallen“. Viel lieber sieht er in diesem Monat, wenigstens in der ersten Hälfte desselben, noch Schnee, denn ein Spruch lautet: „Märzenschnee düngt“ oder wie er in seinen derben Ausdrücken noch sagt: „Der März soll eingehen wie eine Sau und aus wie eine Frau“. Hingegen sieht er den April gern schön, weil er ihn zum „Anbauen“ der Felder braucht. Eine besondere Aufmerksamkeit schenkt er auch dem Wind, vor allem dem „Gregoriwind“. In früheren Zeiten stieg man z. B. mancherorts am Gregoritag (12. März) sogar auf die Bäume, um zu forschen, ob er nicht komme. Denn:

*Gregoriwind
Geht, bis Georgi (24. April) kimmt.*

Damit ist nämlich jener scharfe Nordostwind gemeint, der dem austrocknenden „warmen Wind“ die Waage hält und die zu rasche Entfaltung der Vegetation verhindert. Wenn man übrigens dieses



Am gemauerten Herd in der sogenannten „Rauchküche“ wurde gekocht und teilweise gegessen. Im Rauchfang hing manchmal Speck zum Selchen. Im Hintergrund ist die „Hennensteige“ zu sehen. Die frischen Eier waren also zum Greifen nah.

Kunterbunt von Wetterregeln prüft, so muss man unwillkürlich lachen, so widersprechend ist oft ihr Inhalt. Zudem müsste der liebe Herrgott hexen können, wenn er es allen Bauern recht machen wollte. Der will an dem und dem Tag ein „warmes Regele“, der „a bissele Schnee“, der Dritte meint, jetzt sollt' halt der „Sommerwind“ kommen, und so gehen die Wünsche durcheinander, je nachdem einer sandigen oder lehmigen Boden hat und diese oder jene Fruchtgattung anbauen will.

Die Bauernarbeit im Frühjahr

Die Bauern haben nicht umsonst das Hauptziel zur Aufnahme von „Ehehalten“ (bäuerliche Dienstboten) auf Lichtmess (2. Februar) festgesetzt. Denn wenn auch die eigentliche Frühlingsarbeit erst später anfiel, so gab es doch bereits um diese Zeit schon manches zu tun, und bestünde es auch nur darin, sich mit den Verhältnissen des betreffenden Hofes genau bekannt zu machen. Das erste Geschäft, das der neu eingetretene Knecht zu erledigen hatte, ging den großen Düngerhaufen an, der vor dem Haus über Winter zu stattlicher Größe angewachsen war und nun seiner Bestimmung zugeführt werden sollte. Wagen um Wagen voll Mist rumpelte auf die fahlen Wiesengründe hinaus, wo er in kleinen Haufen reihenweise abgeladen und mit der dreizinkigen Eisengabel gleichmäßig „gebreitet“ oder „geklant“ wurde. Eine unsaubere Arbeit. Kein Wunder, dass die Dirnen, denen die Beschäftigung meist zufiel, die Kittel mit Männerhosen vertauschten, beziehungsweise erstere in letztere hineinsteckten. Nun wartete man bis ein ergiebiger Regen eintrat, anschließend wurde der Dünger mit sogenannten „Plaren“ aus dürrem Reisig „angestreift“ und mit dem umgekehrten Rechen „angeribbelt“, damit sich der eigentliche Düngstoff von der Streu trennte und in die Erde einsickern oder, wie die Bauern sagten, „in den Boden hineinwachsen“ konnte. Regnete es nicht,

so ließ man, falls man Gelegenheit hatte, das Mahd mit Wasser überrieseln und verfuhr auf dieselbe Weise, was man „Misteinwaschen“ nannte. Nach einigen Wochen, wenn das sprossende Gras noch nicht so hoch war, dass es Schaden leiden konnte, wurden die holzigen Rückstände mit Rechen „abgeräumt“ und entweder verbrannt oder neuerdings als Viehstreu verwendet. Während sich die Dienstboten dieser unedlen Beschäftigung hingeben mussten, hatte der „Bauer“ oder „Schaffer“, wie er auch genannt wurde, Musterung über den demnächst zur Verwendung kommenden „Arbeitsplunder“, das waren die Ackergeräte und Werkzeuge, gehalten. Da fehlte nun dies und das. Der Pflug wackelte auf dem Gestell, an der Gabel fehlte eine Zinke, die der vorige ungeschickte Knecht abgebrochen hatte, Sattel und Kummer waren schadhafte und die Wagendeichsel musste gar durch eine neue ersetzt werden. Das sollte nun eiligst in Ordnung kommen, denn „ein guter Plunder ist die halbe Arbeit“. Man schickte also vorerst zum Meister Schmied und ersuchte ihn, denselben ehebaldigst auszubessern. Dieser kratzte sich bedenklich hinter den Ohren, weil er sich um diese Zeit vor lauter Kundschaft kaum zu helfen wusste. Von vier Uhr morgens bis spät in die Nacht hinein widerhallte die Dorfschmiede von den Hammerschlägen der rußigen Gesellen. Ebenso überlaufen waren Meister Sattler und



Der Dorfschmied hatte im Frühling alle Hände voll zu tun. Er musste für die Bauern Ackergeräte und Werkzeuge wieder in Ordnung bringen.

Rädermacher. Zu allem Glück ging letzterer in die Häuser „auf die Stör“ und galt als ein sehr willkommener Gast, denn er war neben seinem eigenen Geschäft ein „Mach-Alles“, ein wahrer Allerweltskünstler, der in jedes Handwerk pfuschte

und, was irgendwie noch flickbar war, zusammen „baschtelte“ (bastelte).

War nun alles leidlich in Ordnung und hatte es draußen „ausgeapert“, d. h. war es schneefrei geworden und gingen die „Erddämpfe“, dann hatte auch für Bauer und Knecht die Arbeitsstunde geschlagen. Diese richtete sich natürlich in erster Linie nach der Lage eines Ortes, ob Haupttal oder Seitental, Niederung oder Mittelgebirge, Sonn- oder „Nörderseite“ (Nord-, d. i. Schattenseite), dann nach den Witterungsverhältnissen. In früherer Zeit war es leicht, den rechten Zeitpunkt des Pflügens zu erfahren, als noch jedes Gehöft ein „Saligfräulein“ als Dienstmagd oder sein „Hausnörggele“ als spiritus familiaris (Familiengeist) hatte, das durch Herausstellen des Pfluges auf den Acker ansagte, wann mit dem Pflügen begonnen werden sollte. In anderen Gegenden taten dies die „wilden Männer“, diese den Menschen halb hold, halb unfreundlich gesinnten Geschöpfe.

So kam nach alter Sage da und dort jedes Jahr der wilde Mann und schrie auf der Bachbrücke: „Jetzt ist es Zeit zum Bauen.“ Immer, wenn man seinen Rat befolgte, geriet die Saat. Einmal blieb er ungewöhnlich lange aus. Die Zeit, in der er sich sonst jedes Jahr sehen ließ, war längst um, so dass die Bauern in der Meinung, er komme heuer nicht, endlich doch zu pflügen begannen. Da erschien er. Zürnend blickte er auf die Voreiligen und sagte: „Jetzt ist es Zeit zum Bauen, aber weil ihr diesmal nicht gewartet habt, so komm' ich nimmermehr; sonst hätte' ich euch von der Jute (Molke) Schmalz sieden gelehrt.“ Von diesem Tag an ließ er sich nie mehr sehen.



Der „Kummeter“ erzeugte und reparierte vor allem das Zaumzeug für die Zugtiere, wie auf dem Bild ein „Kummet“.

Doch diese glücklichen Zeiten waren vorüber und der Bauer richtete sich schon bald statt nach den Vorgängen in der Natur oder ererbten und selbstgemachten Erfahrungen, lieber nach dem hundertjährigen Brauch einer Gegend, der seinerseits wieder auf alten Kalendersprüchen und einem

Wirrsal von Wetterregeln beruhte, deren es um diese Zeit für jeden Monat mehr als Tage gab. So entstand, unbekümmert um das nicht feste Ostern, die sich anlehrende Roggenbauwoche, der erste und zweite Roggenbausamstag, Georgi als Zeit für die „Türkensetze“ (Maisanbau) usw.



Der Schuster hatte mit dem Besohlen und Ausbessern der „Genagelten“ (Arbeitsschuhe) alle Hände voll zu tun.

Zuerst ging es an das „Einrichten“ des „kleinen Korns“. Man verstand darunter das „Bauen“ (Pflügen), Eggen, Säen, kurz den ganzen Anbau des Langes- oder Lenzkorns (Frühjahrsgetreide), das war jener Weizen und Roggen, der im Ge-

gensatz zum Winterkorn in einem Jahr zu reifen hatte. Deshalb musste der Knecht gleich morgens nach Frühmesse und Frühmahl Pflug und Egge aus dem Schupfen holen, den Ochsen besseres Futter geben und sie vorspannen. Kühe wurden



Manche Handwerker gingen „auf die Stör“ und machten ihre Arbeit direkt auf den Höfen, wo sie auch übernachteten und zu Essen bekamen.



Der „Wiesenumbruch“, noch dazu in Hanglage, war keine einfache Arbeit. Die gesamte Bauernfamilie musste dabei hart anpacken.

seltener verwendet, weil der Milchertrag darunter litt, ja in manchen Gegenden galt es geradezu als eine Schande, mit Kühen die harte Pflugarbeit zu verrichten. Selbst in ärmeren Gegenden, wo man selten im Stande war, ein paar Ochsen zu halten, verwendete man nur ungern seine milchreichen „Raggelen“ (schmächtige Kühe) zum Pflügen. Lieber bat man noch den reichen Nachbarn, der ein Pferdegespann hielt, ihm dasselbe auf ein paar Tage zu leihen. Dieser tat dies auch gerne „gegen Geld und gute Worte“, ja er stellte manchmal sogar seinen Knecht zur Verfügung, weil mit dem Schimmel nicht zu spaßen war, in Wahrheit aber, damit derselbe nicht zu sehr „geschunden“ (strapaziert) wurde.

Sonst führte beim Pflügen gewöhnlich der kleine Bub des Hauses die „Män“ (Gespann), besonders



Auf einem bestehenden Acker tat man sich ein wenig leichter. Doch mit dem Holzpflug, wie hier auf dem Bild, war die Arbeit eine echte „Schinderei“ für Mensch und Tier.



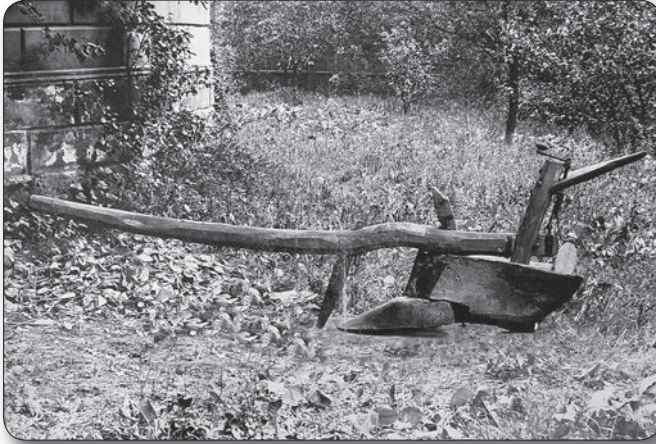
Die Bäuerin führte die Zugtiere, der Bauer den Pflug. Er achtete darauf, dass die Ackerfurchen gerade wurden.

wenn dieselbe aus gutmütigen Ochsen bestand, die diese Arbeit schon öfter getan hatten. Er musste dem Gespann „vorstehen“ und zusehen, dass das eine Zugtier stets in der Furche weiterging. Das Pflügen selbst war nicht so einfach wie es aussah und erforderte Kraft und Geschicklichkeit. Der „Pflugheber“ – gewöhnlich war es der Bauer



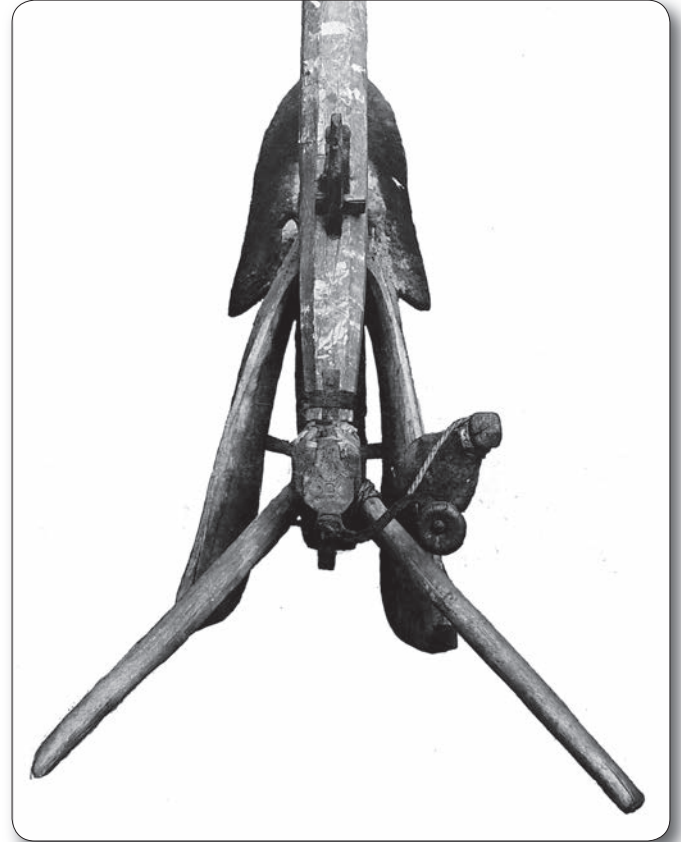
Pferde, Ochsen und Kühe mussten den Pflug ziehen. Manchmal wurden sogar Menschen „vorgespant“.

selbst oder der Großknecht – musste wohl Acht haben, dass er gut „einsetzte“ und „aushob“ und dass er die „Pflughörner“ richtig niederdrückte, damit der „Wagnes“ oder „Arling“ (Pflugeisen) in der entsprechenden Tiefe weiterging. Auch musste er beim „Anpflug“ darauf sehen, dass sich ja nicht die erste Furche gegen die Kirche



Solche Pflüge wurden um 1900 und noch bis zum 2. Weltkrieg verwendet.

umlegte, denn war dies der Fall, so musste nach dem Volksglauben in diesem Jahr jemand im Gehöft sterben. Knapp hinter dem Pflug gingen die „Hauerinnen“, die mit ihren Hauen die ausgehobene Erde zerkleinerten und ebneten. Dazu gab es da und dort folgenden Brauch, der wie die meisten derartigen Gepflogenheiten sehr praktischer Natur war. Wenn nämlich nach dem Pflügen des Ackers die Hauerinnen vor den Rossen nach Hause kamen, so wurden letztere mit Kuhschellen und Hausglocken feierlich eingeläutet. Man nannte diese zweifelhafte Ehre „Ross einläuten“. War nun der Boden durch den Pflug „umgerissen“ und der Dünger in die Erde eingeachert, so kam die Egge daran. Sie hatte bekanntlich die Aufgabe, die aus dem Grund gewühlten Schollen zu zerteilen, was durch oftmaliges Überfahren erreicht wurde. Um den Acker vollständig an-



Der Pflug war aus Holz, ebenso die „Pflughörner“ zum Niederdrücken. Das Pflugeisen war geschmiedet.

zuebnen, benützte man noch häufig Bündel aus Dornreisern, die mit einem Holzblock beschwert wurden und die man über die Erde kreuz und quer hinstreifen ließ. Dann wurde gesät. Der Bauer in Hemdärmeln trug im Fürtuch den Samen und streute ihn mit voller Hand möglichst gleichmäßig nach links und rechts, ein heikles Geschäft,



Der Misthaufen beim Hof musste verkleinert werden.



Der Dünger wurde vom Hof auf Feld und Acker gebracht.



Auf dem Feld wurde der Mist abgeladen ...



...und später die Wiese oder der Acker damit gedüngt.

da der Samen weder zu dünn noch zu dicht liegen durfte. Im letzteren Fall nämlich wurde das Wachstum gehemmt und erforderte ein späteres

Jäten, damit die Halme zu „Luft und Acht“ kamen. Um das Wachstum der Aussaat zu fördern, pflegte man die Körner einige Zeit vor dem Säen

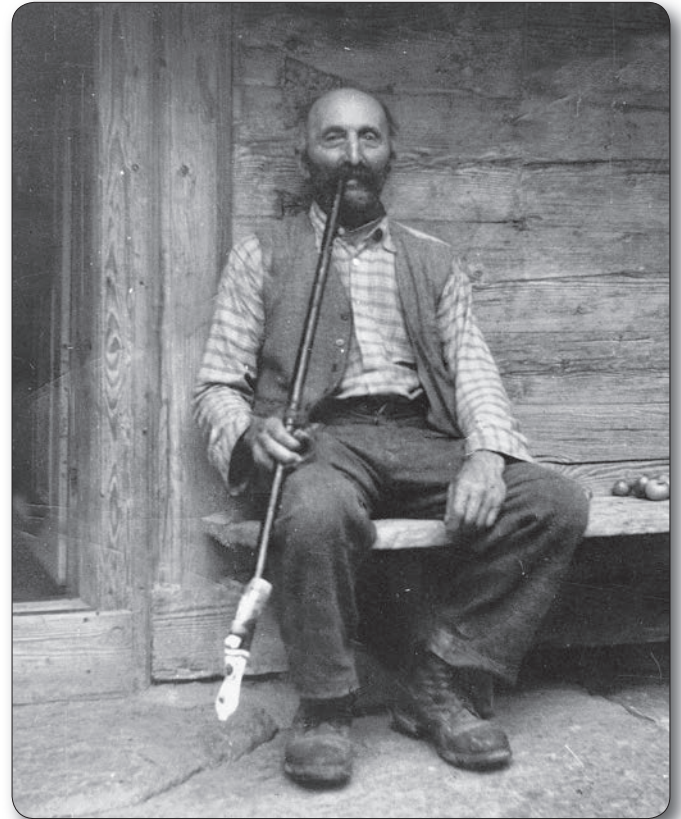


Der Dünger musste auf die Felder gebracht und dort ausgebreitet werden. An Steilhängen war dies eine schweißtreibende Arbeit. Trotzdem blieb Zeit für Spaß ...

zu „kalken“, das heißt, man setzte ihnen Kalk mit Wasser gemischt bei. Das war besonders beim Frühlingsroggen notwendig, weil sich derselbe in rauheren Gegenden nicht so rasch entwickelte. Mit dem „Einrichten“ des „kleinen Kornes“ wurde man etwa in einer Woche fertig, weshalb sie auch vielerorts „Roggenbauwoche“ genannt wurde. Sie war, wie schon bemerkt, meist die Woche vor oder nach Ostern, je nachdem ob dieses Fest früher oder später fiel.

Auf gleiche Weise wie die Aussaat des Roggens und Weizens ging auch die der Gerste und des Hafers vor sich, wofür nach alter Gepflogenheit der Benediktustag (21. März) bestimmt war. Überhaupt hatte der Bauer fast für jede Fruchtgattung einen bestimmten Tag zur Aussaat, wenn er ihn

auch nicht immer einhielt. So sollten z. B. die Hülsenfrüchte, Bohnen, Fisolen, Erbsen am Karfreitag gesetzt werden, der Plenten (Polenta / Mais) am Margarethentag, Flachs ebenfalls am Karfreitag. Letzterer erforderte eine überaus sorgsame Behandlung und der vernünftige Bauer wartete daher lieber, bis die Nachtfröste den zarten Sprossen



Nach der harten Arbeit zündete sich der Bauer seine manchmal recht kuriose Pfeife an und rauchte auf der Hausbank gemütlich seinen schwer verdienten „Tobak“.